

Ich habe in vorstehendem Artikel über die Nahrung der s. g. „Insectenfresser“ wenig angegeben. Mit der Angabe, die man noch immer in ornithologischen Schriften häufig findet, dass ein Vogel „Insecten“ fresse, ist Nichts gesagt. Denn die Linné'sche Classe der Insecten ist von der heutigen Wissenschaft in mehrere Classen zerfällt. Wenn man aber auch unter der Bezeichnung nur die engere Classe der gegenwärtigen Wissenschaft versteht, so ist damit immer noch wenig gesagt. Denn einerseits giebt es gar keine Vögel, welche alle Insecten ohne Unterschied fressen; andererseits giebt es auch vielleicht keine, welche blos Insecten und nicht ausserdem auch noch Spinnen, Ringelwürmer u. s. w. verzehren. Es bedarf also hier viel genauerer Beobachtungen und zwar können dieselben nur von solchen Ornithologen angestellt werden, welche zugleich Entomologen sind. Noch complicirter wird die Sache, wenn man die Nahrung der Vögel in ihre Elemente zerlegen und daraufhin prüfen will, und diese Aufgabe wird sich doch die Wissenschaft schliesslich stellen müssen. Die organische Chemie hat sich bis jetzt mit den niederen Thieren noch sehr wenig beschäftigt; sie wird gewiss über kurz oder lang auch in diese noch dunkeln Gebiete vordringen, um dieselben mit ihrem wohlthätigen Lichte zu erleuchten, wodurch erst eine gründliche Nahrungsmittellehre der Vögel möglich werden wird.

Hohenstein in Nassau, im März 1857.

Streifzüge in Algerien.

(S. Marz-Heft, No. 26, S 120 u. f.)

III. Der Wald Nrakta el abbia.

So sehr ich Ursache hatte, mit meiner naturwissenschaftlichen, besonders ornithologischen, Aushente am Fetzara-See zufrieden zu sein, wollte ich mir doch ein anderweitiges Jagd-Gebiet nicht entgehen lassen, auf welches Scherif, mein Land-Jäger, in wohlbegründeter Eifersucht auf den alten Abdallah, mich zu wiederholten Malen aufmerksam gemacht, weil dort seine Fähigkeiten in hellerem Lichte strahlen konnten.

Es ist dies der Wald Nrakta el abbia, der sich in die Ebene von Aïn Mokra hineindehnt, und südlich von dem alten Araber-Wege nach Jemappes begrenzt wird, während die Strasse von Philippeville ihn in 2 ungleiche Hälften theilt, deren grössere nach Norden gelegene dicht bestanden ist, wogegen die südliche, kleinere viele Lichtungen und zur Regenzeit mannigfache Tümpel aufgestauten Wassers hat, die dann vielen Arten von Wasservögeln zum Aufenthalte dienen.

Im Norden geht der Wald bis zum Djebel Belluth, der noch vollständig von ihm bedeckt ist.

Von Aïn Mokra aus, bildet die Ebene von Aïn Mokra, die ungefähr 3 Lieues im Quadrat hat, den Uebergang zu dem Walde; ihr Charakter ist ein ziemlich eintöniger, denn dorniges Strauchwerk und Tamarisken bilden die einzigen Abwechselungen dieses Gebietes. Auf einer Anhöhe, gleich hinter Aïn Mokra, liegt ein kleines Häuschen, welches das Grabmal irgend eines Heiligen bildet. Bei der Occupation des Landes hatte die französische Regierung viele dieser Marabute niederreißen lassen, aber sie schiessen wie die Pilze immer wieder aus der Erde hervor.

In diesem Marabut bei Aïn Mokra ist, wie gewöhnlich, der innen stehende, mit schreienden Farben bemalte Sarkophag leer und der Körper des Heiligen durch irgend eine wunderreiche Begebenheit entführt worden. In der Regel ist der Hüter eines solchen Marabut ein Neger, welcher von den milden Gaben der Reisenden lebt, die daselbst übernachten. Zu beneiden ist der europäische Reisende nicht, der in einem solchen Marabut eine Nacht zuzubringen genöthigt ist; denn nur orientalische Naturen können einer solchen Fülle von Ungeziefer gegenüber ihre Gemüthsruhe bewahren. Ausser unzähligen betriebsamen Nage-thieren und Blutsaugern wird man noch von grossen Eidechsen (*Lacerta acellata*) und Mauereidechsen (*Lacerta muralis*), welche an den Wänden auf- und abspazieren und den Reisenden von Zeit zu Zeit über den Körper oder das Gesicht schlüpfen, belästigt, während Schlangen, (*Coluber natrix*), Wärme suchend sich die Decken und Matratzen zum Lielingsaufenthalt machen.

Gleich hinter der Anhöhe, auf welcher der Marabut steht, geht es in die Ebene hinab, welche von den Stämmen der Uled Atia bewohnt wird, deren Duars in der Ebene sowohl wie im Walde zerstreut umher liegen. Sie führen ein Nomadenleben, bauen Getreide und bleiben so lange an einer Stelle, als das Land für ihre zahlreichen Viehheerden Weide bietet. Im Sommer dagegen, wenn die Hitze die Bäche austrocknet und jede Spur von Vegetation schwindet, ziehen sie den höher gelegenen Gegenden zu, in deren kühlen Thälern die Heerden immer Futter finden, und wo die Natur in Fülle prangt.

In der strauchbesäten Ebene halten sich die rothköpfigen und algerischen Würger, (*Lanius rufus* und *algeriensis*), der schwazbafte Sperling (*Fringilla hispanica*) lärmt in den Zweigen, während unzählige Pieper, *Anthus campestris*, Feld- und Haubenlerchen, *Alauda cristata* und *arvensis*, hier und da auch Steinschmätzer, *Saxicola oenanthe*, in

den Feldern sich herumtummeln. Der dem See zunächst gelegene niedere Theil der Ebene ist mit Binsen reich besetzt, welche dichte Büschel bilden. Diese sind ein Lieblingsaufenthalt der von mir zum ersten Mal in Algerien beobachteten *Sylvia cisticola*?

Kommt man nun aber zum Walde, so zeigt das dichte Gewirr von Eichen, Erlen, Eschen, zu deren Füßen hohes Haidekraut und Myrthensträucher wuchern, ein regeres Thierleben, dessen Gewimmel den europäischen Jäger fast verwirrt.

Wenige Schritte von der grossen Landstrasse, welche den Wald seiner ganzen Breite nach durchschneidet, steht am Rande eines mit einer Brücke überwölbten Ued, ein Kalkofen von etwa 16 Fuss Tiefe, dessen kreisförmige Oeffnung der Erde gleich ist und etwa 10 Fuss im Durchmesser hat. Dieser Kalkofen wurde zur Zeit nicht benutzt, und ich fasste ihn gleich in's Auge, um ihn später mit Hülfe Scherif's in eine Fanggrube für wilde Thiere zu verwandeln, wobei ein Kreuzholz quer über die Oeffnung gelegt und die Lockspeise darauf gebunden wurde.

Der Wald mit seinen schattigen Bäumen, von denen einige im ewigen Blätterschmucke prangen, das ausgedehnte Buschwerk, welches sich zum öfteren zu dichten Hecken vereinigt, dazu viele Quellen und von Regen angestaute Wasserlachen, Alles das, vereinigt mit einer süssen heiligen Stille, bildet zu allen Jahreszeiten einen beliebten Aufenthalt für die wilden Vierfüssler und die muntere Vogelwelt.

Auch der Mensch, der in diese Einsamkeiten dringt, kann sich eines neuen erhebenden Gefühls nicht erwehren, er wird von der unbezwungenen Freiheit der Bewohner dieses Waldes angesteckt. Liebe Bekannte aus der Heimath schwirren von Ast zu Ast, zeigen die Pracht ihres Gefieders, schlüpfen gewandt durch die dichten Laubkronen und erscheinen von Zeit zu Zeit auf den obersten Gipfeln der Bäume, ihre Stimme zu lebensfrohem Jubel anschwellend. Die Eichelhäher, *Garrulus melanocephalus s. cervicalis*, klettern behend auf den Zweigen; der Würger, *Lanius algeriensis*, lockt mit einförmigem Schrei das Weibchen, während die vorsichtige Blauracke mit warnendem Geschrei das Nahen des Jägers verkündet; der Kernbeisser, *Coccothraustes vulgaris*, welcher in Algerien nistet, ferner die blaue und Kohlmeise, *Parus ultramarinus* und *major*, — letztere weicht, nach der Meinung des Hrn. Pastor Brehm, von allen europäischen ab, von Schweden bis nach Spanien hin, denn sie ist grösser und schöner gefärbt, desshalb nennt er sie *Parus major excelsus*, — suchen die dichtesten Eichen und wissen sich so geschickt zu verbergen, dass man ihrer schwer ansichtig

wird. Aus dem Dickicht des Waldes erschallt der Ruf des Goldpirols, *Oriolus galbula*, der unstät von Baum zu Baum fliegt, sich wählerisch sein Plätzchen zum Nisten zu suchen.

Die niederen Gebüschbe werden vorzugsweise von Drosseln belebt, besonders macht sich die Schwarzdrossel, *Turdus merula*, und der Drosselfliegenfänger, *Ixos obscurus*, durch seinen schönen Gesang geltend. Unser Staar, *Sturnus vulgaris*, ist sehr häufig. Er lebt in grossen Gesellschaften, bringt den Tag über im Walde zu, und fliegt mit Sonnenuntergang in wolkenähnlichen Schwärmen nach den Sümpfen hin. Diese Bewegung geschieht mit der grössten Regelmässigkeit alltaglich, genau auf derselben Strecke und in derselben Erhebung vom Boden.

Eine andere sehr anmuthige Erscheinung der Wälder Algerien's ist die Ringtaube, *Columba palumbus* var., *Palumbus excelsus* Bonap., und es ist eine auffallende Thatsache, dass dieselbe bis vor mir den Augen aller Forscher entgangen war und von mir zuerst in jenen Gegenden beobachtet worden ist. Sie ist grösser und stärker als *Columba palumbus*, hat bei Weitem grössere Halsflecken, die bei einigen Exemplaren sogar um den ganzen hinteren Hals sich herumziehen. Auch in ihrem Habitus bietet sie einigen Unterschied von der europäischen Art dar. Im Walde wird sie fast immer nur zu zweien angetroffen und wählt meist die höchsten Gipfel alter abgestorbener Baumstämme zu ihrem Aufenthalte. Erst nachdem das Brutgeschäft vollendet ist, pflegt sie des Morgens sich zu Banden zu vereinigen und auf die Bahnenfelder einzufallen. Auch Schaaren von Turteltauben, *Columba turtur*, bewohnen die Laubdächer dieses Waldes und nisten, je nach den verschiedenen Lokalitäten, auf Eichen oder auch Olivenbäumen.

Die Beute suchenden Räuber, *Aquila fulva* und *rapax*, *Buteo vulgaris*, *Pernis apivorus*, *Circus rufus* und *cyaneus*, *Falco tinnunculus*, *cenchrus*, *vespertinus*, *peregrinus* und *lanarius*, bestreichen mit dem anbrechenden Morgen ihr gewohntes Revier. hängen oft lange in der Luft und stürzen sich dann jählings herab auf die Verstecke der Sanger, Tauben u. s. w., die unter dem Schirmdache des Laubes sich sicher gewohnt haben.

Zu diesen gesellen sich noch Milane in grosser Menge, vorzüglich *Milvus ater*, seltener *regalis*, die ihre Anwesenheit durch ihr lang gezogenes Ti-rr-ti-rr kund geben. *Milvus ater* nistet in Algerien in Vertiefungen der hohen Felswände; sein Nest ist aus groben Reiserhüllenshäuten zusammengesetzt und enthält 2 Eier. In seiner Nähe findet man stets das Nest des *Corvus corax*, und zwar am liebsten auf Eichen.

Das sind die Bewohner dieses Waldes, welche sich bei Tage geltend machen, vom Nachtleben in demselben habe ich bald ausführlicher zu sprechen.

Die Lichtungen desselben werden häufig von den Arabern mit Gerste bebaut, in Folge welches Umstandes solche Stellen häufig des Morgens von den Klipphühnern und rothen Feldhühnern, *Perdix petrosa* und *rubra*, besucht werden, so wie sie auch der Aufenthalt der Wachteln sind.

Da die Araber leidenschaftliche Jäger und Vogelfänger sind, so kann es natürlich nicht fehlen, dass dieselben in den von ihnen bewohnten Gegenden die Schlupfwinkel der wilden Thiere sowohl, als die Lieblingsorte und Nistplätze der Vögel sehr genau kennen. Daher sah ich in solchen Lichtungen sehr häufig auch die Schlagnetze der Araber, während diese selbst in sehr geringer Entfernung unter einem Gebüsch versteckt lagen.

In dieser Stellung bringen sie oft Tage lang zu, indem sie von Zeit zu Zeit den Schlag des Klipphuhnes nachahmen. Sind sie glücklich in ihrem Fange, so binden sie den Hühnern die Beine und stecken sie in die Kaputze ihres Burnus, welche die Universalvorrathskammer der Araber ist. Am anderen Tage verkaufen sie ihre Beute unter der Hand an die Europäer. Nicht selten kommt es vor, dass sich ein Araber mit nur 2 gefangenen Klipphühnern nach Bona auf den Weg macht, also volle 16 Stunden marschirt, sich einen Tag in der Stadt aufhält und für die beiden Thiere 2 Franken löst. Die Zeit gilt dem Araber durchaus gar nichts.

Mit der scheidenden Sonne tritt ein merkwürdiger Wendepunkt im Leben des Waldes ein; die Kühle des Abends treibt die leichtbeschwingten Bewohner ihren Verstecken zu, allmählich verstummt deren Gesang und die eintretende Stille wird nur noch von Zeit zu Zeit durch das tiefgehaltene unheimliche Krächzen des Raben unterbrochen.

Die schillernden Bienenfresser, *Merops apiaster*, fliegen am spätesten von Ast zu Ast und treiben ihr neckisches Spiel noch eine Weile fort, bis auch sie endlich, in Schaaren dicht aneinander gedrängt, auf einem Baume sich zur Nachtruhe niederlassen.

Allmählich stimmt sich das durch einander schwirrende Quodlibet von Tönen herab, bis es kaum noch hörbar ist. Die Nacht hat endlich ihr Recht geltend gemacht.

Andere Gäste erscheinen nun, die meist mit langsamem, melancholischem Flügelschlag dicht über unseren Köpfen hinziehen; der Nachtreiher geht an sein Geschäft, dem nahen Sumpfe zu, die Ziegenmelker flattern unstät vom Baum zur Erde, während der Eule blitzendes Auge

durch die Finsterniss nach Nahrung sucht. An Letzteren war mein Jagdgebiet nicht sonderlich reich. In den dichten Kronen der Eichen hält sich *Strix aluco*, während *Strix flammea*, nach Chr. L. Brehm *margaritata* P. v. W. häufiger sich vorfindet.

Zu gleicher Zeit verlässt der Schakal seine sichere Felsenwohnung und erfüllt die Luft mit seinem kläglichen Geheule. Scheu schlüpft er durch die Büsche, alle Augenblicke anhaltend und vorsichtig ausspähend. Das Farrenkraut knistert und rauscht unheimlich, die Aeste knarren, ein widerlicher Geruch giebt die Anwesenheit der Bestien kund, welche der Dunkelheit wegen der Jäger nur gewahrt wird, wenn plötzlich in nächster Nähe die Katzenaugen ihm gleich zwei Feuerbecken entgegenblitzen.

Findet sich ein Aas, so umschleichen es die Schakals in weiten Kreisen und berühren es meist in der ersten Nacht gar nicht, hat es aber in der zweiten Nacht seine Lage nicht verändert, dann fallen sie darüber her und es entspinnt sich ein hartnäckiger Kampf um dasselbe. Zuerst werden uoter Knurren und Bissen nach rechts und links nach den gleich gierigen Kameraden, die Eingeweide herausgerissen, fortgeschleppt und irgend wo im Dickicht versteckt. Dann geht es über den eigentlichen Cadaver her und nun beginnt ein schwer zu beschreibender Kampf unter Zerren, Zausen und Zähnefletschen, bis die Knochen aus den Gelenken gehen und ein Theil der hungrigen Gäste mit ihrem eroberten Antheile in ihre Schlupfwinkel zurückkehrt.

Die scheussliche, unheimliche Hyäne folgt stets der Fährte der Schakals und sieht lange lüstern dem gierigen Schmausen derselben zu. Dabei setzt sie sich wohl auch auf die Hinterfüsse und stimmt mit hochgehobenem Kopfe ein jämmerliches Geheule an.

Sobald die Schakals sich entfernt haben, fällt sie über die Knochenreste her und einige Stunden genügen ihr, um unter Grunzen und Schnauben gänzlich reinen Tisch zu machen. So kommt es, dass in diesen Gegenden ein gefallenes Rind, Pferd und Kameel auf offenem Felde selten länger als zwei Tage liegt, denn was bei Tage nicht von Raben, Milanen, Aasgeiern und anderen Geiern oder auch von Adlern und Hunden vertilgt wird, fällt in der Nacht der unermesslichen Fressgier der Schakals und Hyänen anheim.

Finden diese Unersättlichen kein Aas, so sehen sie sich veranlasst, über das Vieh herzufallen, welches bei der Heimkehr von der Weide sich verspätet oder verirrt. Ihr Verfahren dabei ist sehr umsichtig: sind die anzugreifenden Thiere kleinerer Art, wie z. B. Hammel und Ziegen, so geht eine nächtliche Hetze gegen sie los, wobei die Ver-

folger das geängstigte Vieh beim Schwauze zu packen suchen, der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zerfleischt wird. Dann ziehen ihrer mehrere das Thier rückwärts bis es stürzt und beissen ihm die Gurgel durch. Bei grösseren Thieren dauert die Hetze gewöhnlich länger und mit ihr die Qualen des Opfers; fast regelmässig endet diese Jagd mit dem Tode des verfolgten Thieres, wenn dieses nicht durch seinen Instinct einem Duar zugetrieben wird, wo die Anwesenheit von Menschen die Verfolger abschreckt.

In der Ebene von Ain Mokra habe ich den Fall erlebt, dass ein Theil einer Hammelherde, 25 Stück, welche erst kürzlich auf dem Sonntagsmarkte bei Ain Mokra gekauft worden war, sich verirrt hatte, und am anderen Morgen fand man sämtliche Hammel mit durchgebissenen Gurgeln und zerfleichten Fettschwänzen. Die Schakals hatten mehr aus Liebhaberei als aus Hunger sich begnügt, den Thieren das Blut auszusaugen.

Solcher räuberischer, nächtlicher Gesellen sind noch mehrere aus dem Katzengeschlechte, die, wenn sie auch nicht so häufig anzutreffen sind, als die eben erwähnten, dafür auch bei Weitem furchtbarere Feinde von Mensch und Thier sind. Die kleineren Arten, wie der Luchs, *Felis serval*, die Genettkatze, *Viverra genetta*, die lybische Katze, *Felis lybica*, und die kleine Tigerkatze treten wenig auffällig und offenkundig hervor, sie bewohnen die höher gelegenen, weniger besuchten Theile der Waldung und werden desshalb fast nur von Hirten und Jägern angetroffen.

Vorsichtig schleichend verlassen sie ihre Schlupfwinkel, wobei sie auch zu den Bäumen hinaufspähen, ob sie vielleicht mit einem, oft ziemlich hohen Sprunge einen harmlosen Vogel erhaschen können. Manche erklettern auch die Bäume, strecken sich auf einem Aste aus und machen von da aus Jagd auf die ab und zu erscheinenden Singvögel. Der Saum der Wälder wird regelmässig von ihnen bestrichen und die mit Sträuchern besetzten Flussbetten entlang dringen sie auch in die Ebene vor, wo sie der Schrecken der hühnerartigen Sippe sind, von denen viele ihrer Arglist erliegen.

Die Jagd auf diese Thiere geschieht am besten mit dem Spürhunde und der Büchse, sie ist aber nicht ohne Gefahr, da das Wild ein sehr zähes Leben hat und angeschossen sich auf den Menschen wirft. Es ist mir vorgekommen, dass Luchse und wilde Katzen, deren Gegenwart mir durch den Hund verrathen wurde, mich auf 20 Schritte herankommen liessen und ruhig anlotzten.

Dann aber heisst es gut zielen, der Schuss fällt und das getroffene

Thier bleibt oft krampfhaft mit seinen Krallen an dem Zweige hängen. Fehlt der Schütze, so kommt es vor, dass die Katze mit gewaltigem Sprunge sich auf den Jäger wirft, und es entsteht ein verzweifelter Kampf, in welchem das wüthende Thier mit seinen scharfen Krallen nach dem Gesichte des Menschen schlägt und ihm furchtbare Wunden beibringt. In solchen Fällen ist Bajonett oder Jagdmesser, ohne welche kein Jäger die Wälder Algerien's besuchen sollte, die einzige Rettung.

Neben diesen Katzenarten beherbergt der Wald noch das gefährlichste aller Raubthiere, den Panther. Er ist der Schrecken der Araber sowohl als der Colonisten, sein Erscheinen hinterlässt immer die blutigsten Spuren, seine Erlegung erfordert Muth, Kaltblütigkeit und Geschick. Sein Fell ist sehr geschätzt und wird von den Europäern bis zu 200 Franken bezahlt, das Fleisch wird gegessen.

Auch der König der Wälder, der starke Löwe, verlässt in dunklen Nächten die waldbesetzten Schluchten des Gebirges und steigt in die Ebene hinab, seinen Hunger und Durst zu stillen. Auf diesem Streifzuge verfolgt auch er die ausgetrockneten Flussbetten; keinem lebenden Wesen weicht er aus, langsamen Schrittes zieht er hin und seine Augen leuchten wie zwei Feuerbecken durch die Nacht. In Absätzen erschallt sein donnerähnliches Gebrüll und erschreckt die Araber wie die Europäer, das Vieh beginnt zu zittern, die Hunde verkriechen winselnd sich in die Zelte und der Wald verstummt vor seinem Gebrüll.

Furchtlos nähert sich der Löwe dem Duar, mit einem gewaltigen Salze überspringt er die Zeltreihe, packt mit den Vordertatzen und dem Rachen ein Maulthier oder Rind und kehrt auf demselben Wege, Entsetzen und Angst verbreitend, mit seiner Beute zurück. Solcher Stärke weicht jeder Widerstandsversuch, beklommenes Schweigen herrscht durch die tiefe Nacht!

Es kommt nur noch selten vor, dass die Araber frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in seinem Verstecke aufstören, bis er den Kampf aufnimmt.

Die heutige Generation der Araber, obwohl es ihr durchaus nicht an Muth fehlt, zieht es vor, ihn auf minder gefahrlose Weise zu bekämpfen, indem sie seine Fährte spüren, zur Seite derselben ein etwa sechs Fuss tiefes Loch graben, das nach oben zu sich verengert und den Silo's oder Matmur, in denen die Araber ihr Getreide bergen, ähnlich ist. In diese Grube versteckt sich der Araber, indem er die Oeffnung mit Zweigen überdeckt, und lauert darin oft viele Nächte, bis der Löwe vom Hunger getrieben seinen alten Weg verfolgt. Ist das Raubthier nahe genug an dem Verstecke, so zielt der Jäger nach dem

Kopfe oder dem Herzen Bei der herrschenden Finsterniss ist der Schuss immer unsicher; verwundet der Jäger den Löwen bloss, so erfasst derselbe alles Umstehende mit seinen grimmigen Tatzen und bricht ziemlich starke Bäume gleich Stecken um.

Gewöhnlich entfernt er sich nicht so bald von dem Orte, an dem er getroffen wurde, sondern sucht nach dem verborgenen Feinde und erhält so die zweite, nun tödtliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus seinem Versteck hervor, zündet ein grosses Feuer an, wickelt sich in seinen Burnus und bringt auf diese Weise den Rest der Nacht zu.

Ist es indessen um die Brunstzeit und hat der Jäger Grund, das Nachkommen der Löwin zu gewärtigen, so zündet er vor allen Dingen auch ein Feuer an, befestigt aber nun an den Hinterbeinen des todtten Löwen einen Strick, erklettert einen hohen Baum damit, schlingt den Strick um einen hohen Ast und zieht seine Beute an demselben in die Höhe bis oben in die Krone des Baumes, wo er dann den Leichnam auf Aesten sicher zu stützen sucht. Dieses Manöver erfordert einen grossen Kraftaufwand, denn ich selber habe Löwen gesehen, welche bei einem Gewichte von mehr als 3 Centnern, von der Schnauze bis zum Schwanze 9 Fuss maassen.

Bricht nun endlich der langersehnte Morgen heran, so macht der Araber sich auf den Weg, seinen Duar zu erreichen, kommt er unterwegs an einer Quelle vorüber, so hockt er nieder und verrichtet die durch den Koran vorgeschriebenen Waschungen und das Dankgebet, worauf er schnell weiter geht. Im Duar angekommen wählt er einen starken Esel, um auf demselben den Löwen nach der Stadt zu transportiren. Pferde und besonders Maulthiere lassen sich gar nicht dazu verwenden, da sie vor dieser Bürde sich scheuen, und selbst im Tode Nichts mit dem grossen Herrn zu thun haben wollen.

Sollte der Löwe für die Kräfte eines Esels zu stark sein, so sucht sich der Araber in den Kolonien oder in der Stadt einen Karren zu miethen und mit diesem holt er seine Beute.

Nun beginnt der Triumph des Jägers, denn inzwischen hat sich, wie ein Lauffeuer, die Nachricht von seiner That verbreitet; er fährt zuerst nach seinem Duar, wo Männer, Weiber und Kinder aus den Zelten hervorkriechen und herbeikommen, ihn wegen seines Heldenthums zu beglückwünschen. Das unvermeidliche Pulver muss in Freudenschüssen sein Wort mitreden und eine Diffa stärkt den Löwenbesieger zu seiner Reise nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn und der Zug setzt sich in Bewegung. Ueberall, wo derselbe bei den Duars vorüber kommt, eilen die Araber herbei und preisen den Muth

des Jägers und die Stärke des erlegten Thieres. Dieser und Jener schliesst sich wohl auch dem abenteuerlichen Zuge an, so dass derselbe immer ansehnlicher wird, je mehr er sich der Stadt nähert. Vor dem Bureau arabe wird Halt gemacht und der Jäger tritt hinein, um von dem Chef desselben die von der Regierung ausgesetzte Schussprämie zu verlangen. Dieselbe betrug ursprünglich 100 Franken, seitdem aber die Jagd von den Einheimischen sowohl wie von den europäischen Ansiedlern systematischer betrieben worden ist, hat man die Prämie auf 50 Franken herabgesetzt. Ebenso verhält es sich mit dem Schussgelde für den Panther. Nach Auszahlung der Prämie begiebt sich der Zug vor das Hotel des commandirenden Generals; diesem wird häufig in Hoffnung auf ein entsprechendes Gegengeschenk das Fell überlassen, falls er aber nicht Lust bezeigt, dasselbe zu besitzen, begnügt sich der Araber mit einer warmen Lobrede auf seine Tapferkeit und die Löwenhaut wandert gegen einen Preis von 100 — 150 Franken zu einem Gerber, der sie als Teppich verarbeitet für durchschnittlich 400 Franken an Liebhaber oder durchreisende Fremde verkauft. Das Fleisch wird dem Schlächter überlassen, der es zu $\frac{1}{2}$ Franken das Pfund an die Europäer verkauft.

Auf diese Weise verdient der Jäger durch seinen Schuss ungefähr 300 Franken, für den Araber eine enorme Summe! Gewöhnlich kauft er sich sogleich einen neuen Burnus, eine Schaschia und Pantoffeln und kehrt dann freudigen Herzens in seinen Duar zurück. An diesem schnellen Verdienste hat indess der Teufel seinen Antheil, denn von nun an treibt den glücklichen Jäger eine unersättliche Jagdlust, er vernachlässigt alle seine Geschäfte, um nur nach wilden Thieren auf der Lauer liegen zu können. Aber das Glück ist sparsam mit seinen Gaben, das wenige übrig gebliebene Geld wird nach und nach verausgabt, das Pulver wird knapp, der neue Burnus wird gegen einen alten vertauscht, die Pantoffeln werden verkauft, die nackten Sohlen müssen wieder den glühenden Sand empfinden und der Triumphator von damals ist wieder ein Bettler.

Auf meinen Zügen habe ich viele solche Löwenjäger kennen gelernt, die ausser ihren Lorbecren so gut wie Nichts besaßen. Ein Schuss Pulver war für sie der Inbegriff aller Wünsche, die erste Staffel zur Erfüllung ihrer hochfliegenden Pläne.

Stundenlang, ja ganze Tage sassen sie vor meiner Thür und erzählten mir von ihren Heldenthaten, deren Refrain jedes Mal ein Betteln um Pulver war. Indess liessen sie niemals sich bewegen, für mich Jagd auf andere Thiere zu machen.

Die jungen Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentschaft von den Arabern feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit 50 — 120 Franken. Die Araber fangen dieselben entweder in Fallgruben oder sie folgen in dem frisch gefallenen Schnee der Fährte der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in Abwesenheit der Alten die Jungen. Dass ein solches Unternehmen nicht ohne Gefahr ist, leuchtet ein; sehr oft ruft die Stimme des jungen Thieres die Mutter herbei und diese wirft sich dann mit furchtbarer Energie auf den Jäger.

Im Allgemeinen ist der Winter, besonders, wenn derselbe von heftigen Schneefällen begleitet ist, die geeignetste Jahreszeit, für die Jagd auf wilde Thiere. Wenn der Schnee in den höchsten Höhen liegen bleibt, und die Thiere sich veranlasst sehen, in die Niederung hinabzusteigen, um ihre Nahrung zu suchen, so wird es dem Jäger leicht, ihre Spuren bis zu ihrem Bau zu verfolgen. Uebrigens sind reissende und selbst tiefe Flüsse dem Löwen kein Hinderniss auf seinem Wege; mit einem gewaltigen Satze stürzt er sich in das Wasser und durchschwimmt dasselbe.

Ist es um die Brunstzeit, so ist die Löwin stets im Gefolge des Löwen; während dieser in einen Duar eindringt, ein Rind, Pferd oder Maulthier ergreift, und in Sprüngen damit zurückkehrt, hat sich die Löwin ruhig hingestreckt. Der Löwe überlässt ihr den ersten Antheil von der Beute, und erst, wenn sie vollständig gesättigt ist, macht auch er sich darüber her.

In unserem civilisirten Europa schlägt man die Verdienste eines Löwenjägers im Allgemeinen zu gering an, man lässt sich wohl zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit und seines Muthes herbei, berechnet aber nicht, welche materielle Vortheile eine solche kühne Beschäftigung dem Lande bringt. Eine kurze Aedeutung in Bezug darauf wird hier genügen.

Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von 35 Jahren; bei einer energischen Leibesconstitution entwickelt er nach 12stündigem Fasten stets einen vortrefflichen Appetit, und ist ausserdem insofern ein Gourmand, als er zu einem erlegten Stück Vieh niemals zum zweiten Male zurückkehrt, sondern die Ueberreste seiner Tafel stets grossmüthig den Hyänen und Schakals überlässt. Da er sich immer in bestimmten Gegenden hält, kann man den Schaden, welchen er für seine einzelne Person den Duar's an Pferden, Maulthieren, Kameelen und Hammeln das Jahr hindurch zufügt, ziemlich genau berechnen, und beträgt derselbe durchschnittlich 6000 Frcs. pro anno, mithin verzehrt er auf seine Lebensdauer ein Aequivalent von 210,000 Frcs. Auf die Provinz Con-

stantine kann man mit ziemlicher Gewissheit 50 Löwen rechnen, welche für ihren Verbrauch während ihrer Lebenszeit, die Kleinigkeit von 10,500,000 Franken erfordern. Man berechne nach diesem Massstabe, wie hoch sich der Nutzen beläuft, welchen der kühne Löwenjäger Jules Gérard auf seinen vielen glücklichen Jagden der Regenschaft Algier schon gebracht hat. Dafür wird aber auch dieser Offizier der Spahis von Arabern und Europäern wie ein Halbgott verehrt.

Das Herannahen der wilden Thiere, bringt bei den Hausthieren ohne Ausnahme einen panischen Schrecken hervor, den sie alle je auf eine besondere Weise kundgeben.

Als ich eines Tages bei einbrechender Dämmerung auf einem von einer Stute gezogenen zweirädrigen Karren von einem Besuche bei dem Kaïd der Tréates heimkehrend, den mit vielem Gestrüpp bewachsenen Djebel Tarasat passirte, stutzte plötzlich das Pferd, machte einen verzweifelten Seitensprung, der den Karren beinahe umwarf, und raste vom Wege ab im Carriere davon. Erst an einer Felsenwand gelang es mir, dasselbe zum Stehen zu bringen.

Das Geräusch des Karrens hatte nämlich 1 Löwin mit 2 Jungen aus ihrem Schlupfwinkel getrieben, so dass sie mit einem gewaltigen Satze quer über den Weg hin das Weite suchte.

Für ungeübte Reiter sind dergleichen Begegnungen oft unheilbringend. Schon in einiger Entfernung wittert das Pferd oder Maulthier den Feind, sein Gang wird unruhig, die Ohren richten sich nach vorn, die Nüstern öffnen sich weit, es beginnt zu zittern, der Schweiss tritt ihm heraus, dann steht es plötzlich wie an den Boden gezaubert, es schnaubt vor Entsetzen, bäumt auf den Hinterfüssen hoch sich auf und dann geht es wie die Windsbraut, schnell im Carriere davon.

Will das Thier, was auch häufig vorkommt, durchaus nicht von der Stelle, so muss der Reiter die höchste Energie anwenden, ihm die Sporen tief in die Weichen graben, und ihm mit der Peitsche kräftige Hiebe geben, bis es vom Schmerz gepeinigt vorwärts geht.

Es wird fast allgemein behauptet, dass ein Löwe oder Panther nie sich auf einen Wagen oder einen Reiter wirft, ohne dazu herausgefordert zu sein, wohl aber ereignet es sich öfter, dass Wanderer oder Soldaten, welche sich in den Wäldern verirrt und ohne Feuer übernachten müssen, von diesen Thieren aufgefressen werden. Daher sollte jeder Jäger, der in diesen Gegenden jagt, stets gutes Feuerzeug bei sich führen.

Scherif behauptete indessen, es sei schon vorgekommen, dass der Löwe auch Araber zu Pferde verfolgt, sie angegriffen und erst dann

sich beruhigt habe, wenn der Reiter, vom Pferde gesprungen, das Pferd als Beute hingehend sein eigenes Leben gerettet habe.

Während eine Heerde Hammel beim Nahen von wilden Thieren sich zerstreut und blökend davouläuft, schaaren die Rinder sich dicht in der Art zusammen, dass sie von allen Seiten dem Feinde die Hörner weisen. Löwe und Panther machen indessen diese Demonstration bald unnütz, indem sie mit entsetzlichem Sprunge sich mitten in diese Art von Quarré hineinwerfen; das erfasste, vom Schmerz gepeinigete Rind sucht brüllend, von seinem Feinde nicht losgelassen, das Weite, bis es vom Blutverluste erschöpft, zusammenbricht.

Während meiner ersten Reise in Spanien wohnte ich bei Gelegenheit des Geburtstages der Königin auf der Plaça mayor in Madrid einem Volksfeste bei, wo ein Panther mit einem Stiere kämpfte. Hier blieb jedoch der Stier Sieger, doch kann ein solcher Fall nicht als maassgebend erachtet werden, da der Kampf in einem geschlossenen Raume vor sich ging und der Panther schon lange in einem Käfig zugebracht hatte. Hervorzuheben ist ausserdem, dass im Vergleich zu der kräftigen edlen Raçe der spanischen Rinder die nordafrikanischen nur Zwerge sind.

Eines Tages benachrichtigte mich Scherif, dass bei einer Tribu in der Nachbarschaft im Gebirge „der Herr mit dem dicken Kopfe“ in vergangener Nacht ein Maulthier geraubt und erwürgt habe, ohne es aufzufressen. Er machte mir den Vorschlag dieses Thier mit einem Pferde nach unserer Fanggrube zu schleifen und es dort als Köder zu benutzen, da die todte Ziege, welche wir bisher dazu gebraucht hatten, bereits stark in Fäulniss übergegangen war.

Wir machten uns auf den Weg und trotz der Eireden der Araber jener Tribu, von denen einige nach der grosssprecherischen Weise dieses Volkes den Löwen in der anderen Nacht erwarten wollten, schleppten wir das erwürgte Thier nach der Fanggrube, zu welcher der schon oben erwähnte ufern des Weges gelegene Kalkofen benutzt worden war. Das Maulthier wurde auf dem Kreuzholze über der Grube festgebunden und dann gaben wir uns zum nächsten Morgen ein Rendezvous am Saume des Waldes.

Beim ersten Grauen des Tages traf ich mit Scherif zusammen und wir lagerten uns im Dickicht unweit der Grube und luden unsere Gewehre. Allmählich stieg die Sonne über dem See empor und ihre Strahlen verscheuchten den Nebel, welcher in einem dichten Thaugen sich ablagerte.

Ueber unseren Köpfen hin flog eine Menge von Raben der Fang-

grube zu, denn sie verfehlen niemals, die Ersten beim Schmause zu sein und spielen in diesen Gegenden ganz die Rolle unserer Krähe.

Schlau und listig hielten sie sich erst in einiger Entfernung, näherten sich aber allmählich immer mehr und plänkelten bald auf dem todten Maulthiere umher.

Mir war es, als hätte ich unter der Schaar auch *Corvus umbrinus* oder den braunen Raben bemerkt, und forderte desshalb Scherif auf, ein Paar davon zu schiessen, aber er weigerte sich dessen hartnäckig. Ich entnahm seinen Gesprächen bald, dass der Rabe auch hier, wie anderer Orten, eine grosse Rolle im Volksglauben spielt. Ueberall wird er als Unglücksvogel oder als Zeichen unerwünschter Trennung betrachtet. Schon bei den heidnischen Arabern (Djahelia) vor Mohameds Geburt hängt mit dem Raben vielfacher Aberglaube zusammen. Ein Araber, welcher im Begriff steht, auszugehen, kehrt sofort um, wenn er einen vereinzelt Raben umherfliegen sieht, als ob er sich verirrt habe, dagegen ist es ein gutes Zeichen, wenn er ein Paar Raben (Messaud und Messauda, der Glückliche und die Glückliche), gleichen Fluges über den Weg ziehen sieht.

Vorwiegend ist der Rabe bei den Arabern aber ein unheilvolles Thier und ein alter arabischer Dichter singt von ihm:

- „Krächzt Dir ein Trennungsrabe zu, so sprich:
 „Mag Gott verfluchen und von uns entferne Dich.
 „Für Liebende bist Du ein Anblick voller Grau'n,
 „Und lieber noch als Dich mag man den Tod erschau'n.
 „Mit Deinem Schlenkergange kündest Trauer Du,
 „Und schüttelst unheilvoll Dein Trauerkleid dazu.
 „Wenn Du zur Trennung rufst, ist keine Hoffnung mehr,
 „Du gehest scheusslich wie ein schwarzer Tag einher.“

Scherif wagte es wirklich nicht, eines von diesen Unglück bringenden Thieren zu schiessen, und da in dergleichen Fällen, wie ich aus Erfahrung wusste, weiteres Debattiren nur verlorene Mühe war, so machte ich der Angelegenheit durch einen Doppelschuss unter die schwarze Schaar bald ein Ende. Vier Stück lagen zuckend am Boden, ich erkannte sie leicht als gewöhnliche Raben und liess sie in meine Jagdtasche spazieren, um mir Abends daraus von meinem Wirthle eine leckere Bouillon hereiten zu lassen.

Wir kehrten nach Bergung dieser Beute in unseren Versteck zurück. Die Sonne war mittlerweile immer höher gestiegen, der Tag wurde schön, aber heiss.

Ueber die ganze Ebene von Aïn Mokra hin breitete sich ein bläu-

liches Dunstmeer, das im Sonnenscheine wellenartig erzitterte. Diese eigenthümliche Erscheinung, welche sich nur an recht heißen Tagen zeigt, ist vielfach von den afrikanischen Reisenden, welche die weiten Ebenen durchziehen, beobachtet worden.

Hoch oben in der Luft zog eine Schaar weissköpfiger Geier, *Vultur fulvus*, ihre weiten Kreise, und boten für den Naturfreund ein interessantes und zugleich erhabenes Schauspiel. Welches Organ diese Vögel bei ihren Ausflügen nach Nahrung leitet, ob der feine Geruch oder das scharfe Gesicht, darüber ist viel gestritten worden. Ich möchte mich für das letztere erklären; im ganzen Oriente nämlich erscheinen schon am zweiten Tage, spätestens am dritten die Geierschaaren über dem Aase. Da nun aber der todte Körper in der Regel erst dann zu riechen pflegt, wenn die in seinen Eingeweiden sich entwickelnden Gase nach Aussen hin entweichen, und dies findet erst am dritten oder vierten Tage statt, so können also die Geier unmöglich durch den Geruch veranlasst worden sein, sich dem Aase zu nähern. Ferner ist es eine Thatsache, dass die Geier nur auf freiliegendes Aas stossen, niemals aber auf zugedecktes. Auch das wunderbare klare Auge dieser Thiere scheint für diese Ansicht zu sprechen, während die ihnen unablässig aus den Nasenlöchern triefende stinkende Feuchtigkeit wohl nicht geeignet ist, auf einen starken Geruchssinn schliessen zu lassen. Im Uebrigen verfolgen die Geier, gleich den Geleradlern, *Gypaëtos barbatus*, (welche beiläufig gesagt, ohne Grund Lämmergeier genannt werden,) in der Luft ihre bestimmten Strassen, sie suchen, dem gewandtesten Jäger gleich, ihr bestimmtes Revier ab, von welchem sie erst abgehen, wenn ihr Blick aus schwindelnder Höhe kein Aas zu entdecken vermag.

Die zehnte Morgenstunde, selten früher, eher später, ist die bestimmte Tageszeit, zu welcher sie ihre Excursionen beginnen; dann verlassen sie ihre in den unzugänglichsten Felskuppen belegenen Horste und nähern in Schwärmen von 40—50 Stück sich kreisend der Ebene. Die weiten Ebenen dieses Landes sind selten mit Bäumen oder Buschwerk besetzt, daher aus der Vogelperspective eine Uebersicht des Terrains sehr leicht wird, und so kommt es, dass sie sehr häufig auf ganz frisches Aas niederfallen.

Während die Raben sich allmählich an und auf unserer Fanggrube sammelten, erschienen bald von der Seite der dicht an einem Duar vorüberführenden Chaussee her auch einige Aasgeier, *Neophron percnopterus*, welche, obwohl sie ihr erstes Frühstück, bestehend aus den Excrementen von Menschen und Thieren, bereits hinter sich hatten,

ihrem nimmersatten Magen noch ein leckeres Dessert bieten wollten. Sie leben in bestem Einverständniss mit den schwarzen Galgenvögeln, denen sie durch gleiche Neigungen nahe stehen. Schwarze Milane, *Milvus ater*, die gern einem andern Vogel den fetten oder wohlzuge-richteten Bissen abjagen oder fortstehlen, vergrösserten noch die saubere, in den freiesten Formen sich bewegende Tischgenossenschaft. Auf einer der einzeln stehenden Eschen hatte ein Adler, *Aquila fulva*, Platz genommen, und überlegte sichtlich, ob der Ort auch gehener und nicht etwa ein verborgener Feind im Hinterhalte sei. Auch ein paar Bonelli-Adler, *Aquila Bonellii*, liessen sich in einiger Entfernung auf einen ausgedörrten Baumstamm nieder.

Nachdem dieses Treiben einige Stunden gewährt hatte, fanden sich auch einige Hunde aus dem benachbarten Duar ein, welche das Blut des Thieres aufleckten. Die Tischgesellschaft wird nun etwas gesetzter, die Raben sitzen auf dem Cadaver und putzen ihr glänzendes Gefieder, die Aasgeier springen unstät hin und her und wetzen hier und da ihren Schnabel an der harten ausgedörrten Erde. Der Adler hat sich auf eine Erhöhung am Boden gesetzt, auf der er kerzengerade aufgerichtet, unbeweglich ruht.

Alle scheinen sie der eigentlichen Herren des Festes noch zu warten, ohne welche das Mahl noch nicht geniessbar ist, da ihre Schnäbel zu schwach sind, die starke Haut des Thieres zu zerreißen. Schon lange haben die über der Fanggrube in unermesslicher Höhe kreisenden Geier das Gewimmel tief unter ihnen bemerkt; in immer kürzeren schneckenlinienartig gewundenen Kreisen und in schnelleren, sausenden Bewegungen nähern sie sich, schlagen dann plötzlich die Flügel zusammen und lassen sich hinabfallen bis zu geringer Entfernung vom Boden, in welcher sie die Flügel noch einmal ausbreiten, um die Gewalt des Falles zu mildern. So langen sie auf dem Aase an.

Nun erst beginnt das eigentliche Leben der Scene; die unbeholfenen Geier nähern bald springend, bald laufend sich dem Cadaver, und ihre starken Füsse gegen das Fleisch stemmend, reißen sie mit dem messerscharfen Schnabel die Stücke herunter, deren jedes sie wieder einzeln in möglichst kleine Theile zerpfücken. Beim ersten Angriffe kommt es häufig vor, dass sie in ihrer Hast und Gier unverhältnissmässig grosse Stücke verschlingen. Dann strecken sie nach wenigen Augenblicken den Hals aus, bringen einen kreischend schnatternden Ton hervor und werfen das Verschlungene wieder aus, doch nur, um es sofort wieder zu vertilgen.

Sehr bald ist die Bauchhöhle des Maultieres aufgerissen und die

Eingeweide kommen zu Tage; über dieselben fällt die ganze Gesellschaft her und es beginnt ein furchtbares Zausen und Zerren. Alle diese Vögel wühlen mit den Köpfen in dem Cadaver herum, so dass ihre Obertheile ganz mit Blut überzogen sind.

Besondere Eintracht herrscht gerade nicht unter den Tischgenossen, denn eben die losgerissenen kleineren Stücke sind es, welche auch den kleineren Vögeln zusagen, und oftmals habe ich gesehen, daß Raben und Aasgeier sehr geschickt von hinten dem Geier sich näherten und ihm den Bissen vor dem Munde wegnahmen. Der kühnere Bonelli-Adler nimmt ihm mit einem Griffe seiner scharfen Fänge ohne Weiteres ein Stück Fleisch weg. Erschien dem Geier der Bissen der Mühe werth, so setzt er dem Aasgeier nach und zaust ihn aufs Unbarmherzigste an der Kopfkrause umher, bis er den Bissen wieder hergiebt. Nicht so leichtes Spiel hat er indessen mit dem Bonelli-Adler, mit welchem der Kampf bedeutend ernsthafter ist.

Diese Adler werfen bei solchen Gelegenheiten sich auf den Rücken und versetzen dem herankommenden Geier sehr scharfe Hiebe mit den Fängen an den unbefiederten Hals, so dass sie oft an demselben hängen bleiben. Ueberhaupt scheint diese Adlerart die boshafteste der ganzen Sippe zu sein, denn häufig ist es mir vorgekommen, dass sie in einem geschlossenen Raume ohne alle Veranlassung auf mich einstürmten und mir mit ihren Fängen sehr schmerzhaft Wunden beibrachten. Später komme ich auf die Lebensgewohnheiten dieser bisher noch so wenig beobachteten Vögel zurück.

Diese Diffa der Vögel dauert so den ganzen Tag, bis sie vom Durste getrieben dem Wasser zufliegen. Der Jäger thut indessen gut, wenn er den Vogel erlegt, bevor derselbe noch von dem Aase gefressen, da das spätere Abbalgen ihm dann nicht durch den widrigen Geruch so lästig fällt.

Auch wir hatten nicht lange gezögert, und indem wir Jeder einen grossen Geier auf das Korn nahmen, feuerten wir drei Schüsse unter die Schaar, welche, wie der Blitz aus heiterem Himmel trafen. Krächzend und unbeholfen erhob sich die Gesellschaft, nur ein Geier lag zu Tode getroffen am Boden, während ein anderer, obwohl getroffen, ganz gemüthlich dastand, als sei gar nichts vorgefallen. Schnell mein Gewehr noch einmal ladend, schritt ich hastig auf ihn zu. Bei meiner Annäherung breitete das Thier die grossen mächtigen Schwingen aus und kam pfauchend mir entgegen. Da ich das schöne Gefieder nicht durch einen neuen Schuss beeinträchtigen mochte, kehrte ich das Gewehr um und versetzte ihm einen kräftigen Kolbenschlag auf den Rücken, der

Geier brach zusammen, ein Blutstrom stürzte ihm zum Halse heraus und er war leblos.

Zufrieden mit dieser Beute sandte ich Scherif fort, einen Araber zu holen, der die Geier tragen helfen sollte. Sie kamen bald darauf zurück, banden die Beine, brachen darauf einen jungen Baum um, steckten diesen durch die Beine der Thiere und trugen, wie weiland Kaleb und Josua die Traube des gelobten Landes, meine Beute heim, indem sie die Enden des Baumes auf die Schultern nahmen. So traten wir den Rückweg nach dem Karawanserai an.

Als ich am anderen Morgen noch damit beschäftigt war, die Geierhälge herzurichten und also auf die Jagd verzichten musste, erschien plötzlich Scherif mit sehr geheimnissvoller Miene. Nach der üblichen Begrüssung „Gott sei mit Dir, wie geht es Dir,“ welche oft zehu Male hinter einander wiederholt wird, schlug er seinen Burnus zurück und ich sah zu meinem grossen Erstaunen, wie er unter jedem seiner Arme einen jungen Schakal hielt. Wie gewöhnlich hatte er auch heute mit anbrechendem Morgen die Fanggrube besucht und dabei die kleinen Thiere gefunden. Sie mochten vielleicht vierzehn Tage bis drei Wochen alt sein und gehörten wahrscheinlich derselben Mutter an. Dies war der Anfang meiner Menagerie, welche später bedeutend anwuchs und wovon ein Theil sich jetzt im zoologischen Garten zu Berlin befindet. Den einen dieser Schakale nannte ich Jacques, den anderen Hans; beide wurden mit der Zeit so zahm, dass sie mich überall hin begleiteten. Jacques befindet sich zur Zeit in Berlin und ich darf behaupten, dass er in den belebtesten Strassen mir heut noch folgen würde.

Erfolge machen die Jagdlust rege und es wurde Scherif nicht schwer, mich zum Oefteren zu bereden mit ihm Abends auf den Anstand zu gehen. Mit einbrechender Nacht wanderten wir dann unserer Grube zu und luden den einen Lauf der Gewehre mit Kugeln, den anderen mit zerschnittenem Blei. Der nächtliche Marsch bot nichts Aussergewöhnliches dar; zur Linken hörten wir das Quacken der Frösche, unter welches sich auch das Geschnatter von Enten und anderen Wasservögeln mischte, ab und zu wurde am Wege ein Steinkauz, *Athene noctua*, sichtbar, der uns mit klugen Augen anglotzte, wohl auch von Zeit zu Zeit seine zierlichen Verbeugungen machte und einen klagenden Ruf austimmte. Ziegenmelker, *Caprimulgus ruficollis*, flatterten unstät hin und her und aus der Ferne hörte man von links das Geheule des stets hungrigen Schakals.

Scherif hielt es nicht für gerathen, unsren alten Versteck im Walde zu wählen, sondern machte den Vorschlag, dass wir in einer Entfer-

nung von ungefähr 50 Schritten an dem jenseitigen Ufer des Flusses uns hinter einem Oleanderstrauche postiren sollten.

Wohl eine Stunde lagen wir so ohne etwas Besonderes zu spüren, bis dann die Scene sich zu beleben anfing. Erst vereinzelt, dann zu zweien kamen die Schakals aus dem Walde, gingen etwas in die Ebene vor und kehrten dann wieder in den Wald zurück.

Endlich gewann der Hunger die Oberhand über die Vorsicht, erst argwöhnisch langsam, dann immer schneller kamen sie zur Fanggrube heran und einige Hyänen folgten dem Beispiele.

Es war nun sehr spasshaft zu sehen, wie verschiedenartige Machinationen sie anwandten, um das Maulthier bei der Schnautze oder den Hufen, bis wohin sie mit ausgerecktem Halse reichen konnten, von dem über die Oeffnung gelegten Kreuzholze zu sich heranzuziehen. Die Zweige, mit welchen die Oeffnung bedeckt war, schienen ihnen zu verdächtig, als dass sie darauf hätten treten sollen und sie gingen fortwährend um die Grube herum und versuchten von allen Seiten ihr Glück.

Wir gewannen bald die Ueberzeugung, dass wir diese schlaunen Thiere nicht lebendig würden fangen können, deshalb zögerten wir nicht lange mehr und richteten eine flüchtige Salve mitten unter die Bestien, die nun erschreckt und mit eingeklemmtem Schwanze davon liefen. Zwei Schakals blieben auf dem Platze; Scherif hing dieselben in einen dichten Baum, um sie mir am anderen Morgen zu Pferde zu überbringen, ich aber kehrte befriedigt in mein Quartier zurück.

Einige kurze Ausflüge nach Bona abgerechnet, hatte ich beinahe 3 Monate hintereinander am Fetzara-See zugebracht und jetzt wurde die Jagd zu Lande wie zu Wasser immer spärlicher und die Hitze war kaum zu ertragen. Ausserdem hatte die Mauser- und Brutzeit der Vögel begonnen und auch die Pelze der Vierfüssler verloren mit jedem Tage mehr an Werth. Mein Wirth hatte eine Reise nach Constantine angetreten, und seine Italienerin lag krank, deshalb war ich vollständig auf mich selbst angewiesen und ausserdem schlich mir die Zeit wegen der immer weniger werdenden Beschäftigung langsam dahin. Deshalb gab ich meinen Plan, bis zum Herbst am See zu bleiben, auf und beschloss nach Bona zurückzukehren.

Indessen wollte ich vorher noch einen Ausflug machen und zwar zu einem Deutschen, der auf dem Ras oder Djebel Filfila nördlich und zwei Stunden seitwärts von der Landstrasse von Philippeville wohnt. Es ist dies der Verfasser der annuthigen Skizzen und Schilderungen über Algerien und dessen Bewohner, welche in den Blättern für die Literatur des Auslandes standen, und heisst Karl Zill.

In Bona hatte ich so viel von seinen Jagden wie von seinen ornithologischen Sammlungen gehört, dass es mich reizte, diesem in so völliger Abgeschiedenheit lebenden Landsmanne einen kurzen Besuch zu machen.

Ich durchritt also das sumpfreiche Sanhadjah-Gebiet und langte nach ungefähr 5 Stunden auf dem Djebel Filfila an.

Schon unter der Römerherrschaft hatte Djebel Filfila eine hohe Bedeutung und die grossartigen Marmorbrüche, welche daselbst noch heute von einer Gesellschaft ausgebeutet werden, sind schon von den Römern angelegt; sie liefern einen feinkörnigen krystallinischen Stein.

Bald hatte ich mit Hülfe der Araber die Wohnung Zill's gefunden, sie bestand aus einem elenden, aus Holz gebauten Gurbi (Hütte). Ich hatte gehofft, einen freundlichen, gemüthlichen Landsmann zu begrüessen, statt dessen trat mir in arabischer Kleidung, mit ziemlich verdrüsslicher Miene, ein Mann entgegen, der sich mir als den Herrn des Hauses kund gab.

Schon lange hatte Zill vernommen, dass ich am See sammelte, und da das Sammeln einer seiner Erwerbszweige war, so mochte er wohl einigen Brodneid gegen mich empfinden; anders kann ich es mir nicht erklären, dass er mich so kalt aufnahm und mir Nichts von seinen ornithologischen Schätzen zeigte. Ich erfuhr übrigens, dass Zill schon vor geraumer Zeit zum Islam übergetreten sei und eine Araberin geheirathet habe.

Sehr enttäuscht trat ich Nachmittags meinen Rückzug an, übernachtete an der Brücke, welche über den Uöd el Kerk führt, in der Hütte des Cantanisten und traf am anderen Tage früh wieder in Ain Mokra ein.

Bevor ich vom Karawanseraï abreiste, begegnete mir noch ein Abenteuer, welches meinen Reiseerlebnissen für immer ein Ende hätte machen können.

Die drückende Hitze machte mir das Jagen während des Tages fast zur Unmöglichkeit, es blieb mir also nichts übrig als die Paar Murgestunden und den Abend zum Besuche des See's oder des Waldes zu benutzen. Wie aber bei uns schon das Reisen bei Nacht den Leuten nicht behagt, so ist in jenen Regionen das Vorurtheil dagegen besonders stark und der Araber ist schwer zu bewegen, um solche Zeit sein Zelt zu verlassen.

Wie bekannt, glauben die Araber an böse Geister (Djinni), welche den Menschen unter allerlei Gestalten in Versuchung führen und grade zur Nachtzeit haben diese bösen Geister meist über die guten die Ober-

hand. Deshalb hatte mir Scherif jede fernere Begleitung bei nächtlichen Excursionen abgeschlagen.

Als daher gegen Ende Juli 1855 ein herrlicher Vollmond mir Lust machte, noch einmal meine Fanggrube zu besuchen, musste ich, wohl oder übel, allein aufbrechen. Ich gelangte ohne Hinderniss bis an das trockene Flussbett, an dessen Seite die Grube lag. Im Begriffe, mich auf das jenseitige Ufer zu begeben, um die Gegend übersehen zu können, ging ich gerade auf ein dichtes Oleandergebüsch zu, das in reicher Fülle das jenseitige Ufer schmückte. Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als ich plötzlich zur Seite desselben einen prächtigen Löwen stehen sah, dessen Formen durch das ungewisse Licht sich noch in bedeutend grösseren Umrissen darstellten. Ruhig stand er da mit seinen grossen leuchtenden Augen und starrte mich an.

Meine Lage war nicht beneidenswerth, denn der Löwe stand höher als ich und konnte mit einem Satze sich auf mich werfen; ich aber war gar nicht geneigt, einem solchen Gegner gegenüber einen Kampf aufzunehmen, der wahrscheinlich mit meinem Tode oder wenigstens mit der Verstümmelung einiger Gliedmaassen hätte enden müssen. Deshalb begnügte ich mich, für alle Fälle auf die Ladung meines Gewehrs eine Kugel gleiten zu lassen und trat, den Löwen stark fixirend, rückwärts gehend, meine Retirade an. Bald verlor ich den gefährlichen Patron aus dem Gesichte, und mich rechts und links unablässig umsehend, eilte ich in etwas beschleunigtem Tempo zurück.

Nach einem Marsche von etwa 10 Minuten war ich eben an dem zweiten und letzten Flussbette der Aïn-Mokra-Ebene angelangt, und eben im Begriff, das jenseitige Ufer zu ersteigen, als ich plötzlich wieder den Löwen mir die Passage versperren sehe. In diesem Augenblicke überlief mich ein kalter Schweiß, die Füsse wollten mir den Dienst versagen; zum Glück verliess mich aber die Geistesgegenwart nicht, ich bog schnell etwas nach rechtshin ab, gelangte so bis ans Ufer, bückte mich hier nieder und glitt wie ein gehetztes Wild an den Fluss-Wänden entlang. An einer Stelle weiterhin war ich im Stande das andere Ufer zu erreichen und befand mich wieder in der Ebene. Immerhin betrug der von mir zurückzulegende Weg noch eine gute halbe Stunde, und mein Gewehr schussfertig haltend, ging ich von Schweiß gebadet von dannen. Doch der Löwe schien willens, mich nicht so leichten Kaufes davonkommen zu lassen, denn er näherte sich mir wieder, ab und zu aber ruhte er, indem er den Kopf auf die Vorderfüsse legte und seine tiefe, Alles übertönende Stimme erschallen liess.

Da der lästige Begleiter mich durchaus nicht aus den Augen liess, so musste ich mich auf einen Kampf gefasst machen. Seine Stimme hatte zwar die Araber der Tribu in der Ebene geweckt und diese zündeten ungeheure Feuer an und apostrophirten ihn mit lauten Rufen, nichts destoweniger schien er nicht von seinem Opfer lassen zu wollen und verfolgte mich.

Da kam mir der Gedanke, mich in den unweit Ain Mokra stehenden Marabut zu flüchten, aber auch diese Rettung wurde mir vereitelt, indem der Löwe mir den Weg abschnitt. Diese Seitenbewegung des Löwen benutzte ich, um mit der grössten Schnelligkeit das Karawanseraï zu erreichen, und wirklich befand ich mich nach wenigen Minuten hinter den schützenden Mauern. Nun konnte ich es mir nicht versagen meinen Verfolger mit Ruhe anzusehen, indem ich mit Hülfe einer Leiter die Mauer erstieg, von wo aus ich bequem die Gegend überblicken konnte.

Zur Seite des Marabut stand der Löwe und brach immer wieder, von Neuem in ein furchtbares Brüllen aus. Wie mag dem armen Neger im Marabut wohl dabei zu Muthe gewesen sein?! Noch lange Zeit dauerte es, ehe er sich entfernte.

Am anderen Morgen erzählte mir der Araber, dass „der grosse Herr mit dem dicken Kopfe“ ein Pferd geraucht, und es zum grossen Theil verspeist habe. Ich dachte bei mir: „Gott ist gross!“ Besser das Pferd als ich!

Am selben Tage bestellte ich beim Schech Belkassam Ben Salah die zum Transport meiner Menagerie und Sammlungen nöthigen Maulthiere und am 1. August zog ich, vom Schech begleitet, auf dem von mir schon beschriebenen Wege nach Bona.

Ich hoffe in dem vorstehenden Aufsätze dem Leser ein anschauliches Bild der Thierwelt dieses Theils von Algerien gegeben zu haben, nur möge man nicht glauben, dass der ruhige Colonist hinter seinen Mauern oder in einem Gurbi von den Bestien wesentlich belästigt werde, nur wer sie aufsucht, wie der Naturforscher und Jäger, kommt mit ihnen des Oefteren in Berührung und zwar nur in Gegenden, welche zu besuchen der Ansiedler gar keinen Anlass hat.

Dr. Leopold Buvry.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1857

Band/Volume: [5_1857](#)

Autor(en)/Author(s): Buvry Leopold

Artikel/Article: [Streifzüge in Algerien. 192-213](#)